

Das Schwarze Korps

ZEITUNG DER SCHUTZSTAFFELN DER NSDAP
Organ der Reichsführung 44

Verlag: Franz Eher Nachf. GmbH, Zweigniederlassung Berlin
Berlin SW 68, Zimmerstraße 88. Fernruf: 11 00 22. Postfachkonto: Berlin 4454. Anschrift
der Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88-91. Anzeigenpreise laut ausl. Preisliste



Bezugspreise: Durch die Post bei freier Zustellung ins Haus durch den Briefträger 66 Pf.,
durch Streifband monatlich 95 Pf., Ausland mit ermäßigtem Porto 80 Pf., übriges Aus-
land RM. 1,05. — In Groß-Berlin erfolgt Zustellung durch Austräger unserer Zweigstellen.

Nichtstun ist unanständig

Der Krieg beansprucht die Nerven eines Volkes auf mannigfache Arten. Zu den großen Belastungen gesellen sich die kleinen. Die großen werden meist gerne getragen, denn man kennt ihre Ursachen und ihren Nutzen. Von den kleinen wollen aber die wenigsten Menschen etwas wissen. Sie sagen: wenn nur der kleine Ärger nicht wäre! Sie meinen, der kleine Ärger wäre ebenso vermeidbar wie nutzlos.

Sollte es nicht angebracht sein, einmal eine ganze für den kleinen Ärger einzulösen? Das Schlagwort „Mensch, ärgere dich nicht!“ ist ein Aufruf zu spielerischer Abtupfung und Selbstgenügsamkeit, das ist etwas für Hagestolze und Einzelgänger, denen alles wurst ist, wenn sie ihm nur aus dem Wege gehen können.

Für den Gemeinschaftsmenschen aber ist der Zwang, mit dem täglichen Ärger innerlich wie äußerlich fertig zu werden, ein Antriebsmittel des Fortschritts und der Weiterentwicklung. Wenn wir den Ärger nicht hätten, würden wir noch mit Faustkellen auf die Kaninchenjagd gehen. Im Kampf mit dem Ärger wurden wir klüger und geschickter, organisierten wir unser Zusammenleben, immer dem Ziel ärgernisloser Zufriedenheit zustrebend, das wir gottlob nie erreichen werden. Und es sind nicht immer nur die gewaltigen, großen Probleme, die den Menschen zur Tat aufrufen. Die großen Notwendigkeiten zu erkennen und aus dem Wust des kleinen Ärgers herauszufinden, ist Gabe und Aufgabe der großen Führerpersönlichkeiten.

Der kleine Mann stößt mit der Nase an die näherliegenden Dinge. Hätte sich unser Volk in der Spitzzeit nicht alle Tage schlecht und recht über die Dummheit, Unfähigkeit und Boswilligkeit der regierenden Klüngel geärgert, hätte unserer Volksseele der Reizstoff des Ärgers gefehlt, wer weiß, ob es jemals zur befreienden Volkserhebung gekommen wäre. Und dabei hat der Nationalsozialismus doch wahrhaftig Großes erreicht als eben nur die Beseitigung ärgersüchtiger Zustände. Aber er bedurfte ihrer geradezu als des Wassers auf seine, auf unsere Mühle.

Übertragen wir diese, wenn nicht welterschütternde, so doch recht unterhaltende Erkenntnis auf das Leben im Kriege:

Hätten wir den Ärger nicht, so würde es uns wahrscheinlich weniger gut gehen! Würde nicht ab und zu ein Marktweib von dem Verlangen gepackt, auf Kriegsgewinnlasternden Bahnen zu wandeln, so würde erstens die Aufmerksamkeit der Behörde und die Kraft ihres Zugriffs erlahmen und zweitens hätten wir gar keine Gelegenheit, festzustellen, daß die große Mehrzahl der freundlichen Gebieterinnen über Kohlköpfe und Wurzelknollen sich eben doch eines friedfertigen und wohlwollenden Umgangs mit uns und unseres Leibes Notdurft befleißigt: uns würde dann der Maßstab des Erfreulichen fehlen und die Erkenntnisfähigkeit, daß es schließlich auch anders sein könnte. Und so bewahrt sich der Ärger auf allen Gebieten des alltäglichen Lebens! Der Außenleiter, der über die Stränge Schlagende, der Tyrann hinterm Vordentisch, der härbeijige Bürokrat, der wildgewordene Organisator, der Schwarzseher im Zufußhufkeller und die meckernde Kaffeetante, die für ein Rot brauner Bohnen drei Sonder-

meldungen mit Fanfaren hergeben würde, sie sind irgendwie notwendig, sie sind Salz auf unserem Brote, sie spornen uns stets zur Überprüfung und Verbesserung der eigenen Haltung an. Der kleine Ärger, den sie uns stets bereiten, bewirkt, daß wir uns als Ganzes im Kriege so prächtig bewähren.

Und so ist auch unsere Zeitung in vielem ein Spiegel des Alltagsärgers unseres Volkes, ohne daß man uns nachsehen dürfte, wir selber aus das Negative suchen und finden. Wir haben die Kunst des Ärgers nicht zum Prinzip erhoben, wir haben auch noch keinen Ärger entdeckt, wo nicht auch wirklich ein Haar in der Suppe lag, aber wir haben stets versucht, dem Ärgerlichen die guten Seiten abzugewinnen und nützliche Erkenntnisse aus ihm zu ziehen. Und das deutsche Volk hat das auch recht gut verstanden.

Noch nie schrieb uns ein Frontsoldat in ärgerlichem Ton, daß wir ihm so viel Ärgerliches zu berichten hätten. Wohl aber haben sich unzählige dafür bedankt, daß wir auch Ärgernisse beim Namen nennen. Darin läge, so schreiben sie, die Gewähr, daß nichts vertuscht würde und daß man den unvermeidbaren Augenfeindern auf den Fersen bleibe.

Im Gewährlassen, im Kleinbegeben, in der Kapitulation vor dem Unzulänglichen läge die einzige Gefahr, die eine einmal gefestigte Volksgemeinschaft überhaupt noch bedrohen könnte. Die Disziplin einer Gemeinschaft — das weiß der Soldat am besten — kann nur in ständiger Selbstkontrolle aufrechterhalten und weiter gefestigt werden.

Also gerüstet und gewappnet, können wir uns zur Abwechslung einmal auch jene ärgerlichen Zeitgenossen mit dem notwendigen Verständnisvollen Blinzeln ansehen, die den Krieg in der Lage des unbeteiligten und noch nicht einmal Eintritt zahlenden Zuschauers zu übersehen trachten. Sie sind nicht eigentlich Etappenhengste und Drückerberger, denn auch diese Gattungen aus der Weltkriegszooologie waren auf ihre Art betriebsam und haben auf ihre Art etwas geleistet, wenn auch nicht zum Segen des Volkes.

Nein, wir meinen jenen kleinen Restbestand am Rande der Volksgemeinschaft, der nicht eigentlich bössartig, wohl aber mit der Dämonhaftigkeit eines ausgewachsenen Rhinoceroses, mit der Taubheit eines Pfastersteins, mit der Beharrlichkeit einer Regenfontäne die Kunst des Nichtstuns pflegt, als hätten wir mitnichten Krieg, als ginge es mitnichten um ein Ding, das man gemeinhin unsere Zukunft nennt, und als lebten wir auf einer wohnigen Südeinsel, wo die einzige Sorge des Menschen die sein kann, ob ihm der Baumasse die reife Banane auch rechtzeitig ins Maul werfen wird.

Wie wenig bössartig, ja wie treuherzig diese braven Leute in ihrer faulthierhaften Unbekümmertheit sind, das erhellt gerade die entwaffnende Ehrlichkeit, mit der sie sich offen zum Nichtstun bekennen, inmitten eines Volkes, das im schwersten Kampf um seine Existenz in soldatischer Bewährung und im Arbeitseinsatz der Heimat das Letzte aus sich herausholt.

Die Blutspender



England muß leben — und wenn wir alle sterben lassen müssen!

Zeichnung: Bogner

Mit feinschmeckerischem Genießen müssen wir ein Bekenntnis wie dieses als seltene Kostbarkeit auf der Zunge zergehen lassen:

„Gebe jetzt Unterricht im Statspielen.“

Morgens ab 9 Uhr (für Damen bevorzugt). Näheres E., Rue 70, Rufnummer 33 616.

Carlisle Walsh, Statmeister, Preisträger im letzten Meisterschaftsstat.

Wir fanden es im Generalanzeiger der Stadt Wuppertal. Und es darf uns nicht erbosen. Denn dies ist gewiß alles, was der wadere Kämpfer zum Thema Krieg zu sagen hat, und wenn wir ihn nach weiterem fragen wollten, würde er vermutlich uns nur aus großen Kinderaugen erstaunt anschauen. Wie? Noch mehr verlangt man von ihm? Wo er doch eben erst öffentlich seine Bereitwilligkeit erklärt hat, nicht auf seinen doppelten Vorbeeren auszurufen, sondern aufbauende Arbeit durch die Verbreitung des Statspiels zu leisten? Und schon um 9 Uhr früh? Und noch dazu mit bevorzugten Damen?

Zwar, es ist anzunehmen, daß der Mann im Wohlbesitz brauchbarer Gliedmaßen ist. Ein Statmeister allein könnte verhältnismäßig krummhäutet sein, auch ein Budel würde ihn nicht stören und selbst ein Kropf hindert ihn nicht, solange er darüber in die eigenen Karten sehen kann.

Ein Statmeister aber, der noch dazu Damen bevorzugt, dürfte sich einer recht umfassenden Gesundheit erfreuen, und so ist das Angebot nicht von der Hand zu weisen, das ihm ein Betriebsführer durch unsere Vermittlung unterbreiten läßt:

„Ich mache Herrn Walsh hierdurch das Angebot, ihn nach Wunsch ab 8 Uhr abends bis

morgens 8 Uhr oder auch von 10 Uhr abends bis 10 Uhr vormittags nachbringend in einer wehrwirtschaftlich dringend erforderlichen Angelegenheit zu beschäftigen, wo er nebenbei noch ganz gut verdient.“

Aber wir fürchten, der Meister wird für dieses Entgegenkommen kein Verständnis aufbringen. Er wird es nicht begreifen, was man von ihm will. Er wird seine Bewunderung den bevorzugten Damen mitteilen, und er wird bei ihnen auf vollstes Verständnis stoßen.

Denn auch die Damen, die ab 9 Uhr früh nach anstrengender Nachtruhe Zeit für bevorzugten Statunterricht aufbringen, sind von der gleichen entwaffnenden Treuherzigkeit. Sie schleichen nicht etwa verächtlich an den Hauswänden entlang, wenn sie zum Statspiel, zur Modeberaterin oder zur Gesichtskonfektionäre gehen, sie tun das durchaus selbstbewußten Schrittes und mit in der leichten Brise schaukelnden Hüften. Denn ich bitte sie, womit soll man seine Zeit verbringen, heutzutage, wo die Punktkarte nur für einen Einkauf im Jahre reicht und das Auto aufgebodet ist? Und wo es heutzutage so schwer ist, seine gesellschaftlichen Pflichten zu erfüllen, da man den Leuten nichts bieten kann? Im Notfall gibt man in der „Neuen Augsburger Zeitung“ eine Anzeige auf wie diese:

Gebildete junge Frau

21 Jahre, sucht Anschluß an ebensolche, zwecks gemeinsamer Verbringen der Nachmittagsstunden. Offerten unter 34359 an die Anzeigenabteilung.“

Dann bleibt nämlich nur noch die Frage offen, was man mit dem angebrochenen Abend anfängt, und da hat sich immer noch ein Rat gefunden.

Nur auf die eine Idee, daß man schließlich vielleicht und am Ende auch arbeiten könnte

so ganz einfach arbeiten, wie ungezähnte Frauen arbeiten müssen, auf die kommen sie nicht.

Eine Angestellte, die zur notwendigen Erholung für zwei Wochen nach einem bekannten Winterkurort verschickt worden war, erzählt uns, sichtlich erschüttert, merkwürdig verzerrt, von Gesprächen, die sie in aller Öffentlichkeit auf der Straße, in Verkehrsmitteln, auf den Tribünen der Sportplätze gehört hat: „... also, man hat jetzt ein paar Wochen lang die großen Veranstaltungsmittel, nun wird es in G. allmählich langweilig. Aber drüben in F. da ist noch etwas los wegen der höheren Lage, da wird man den Nachwinter noch ganz annehmbar verbringen. Inzwischen wird es Zeit, nach B. zur Frühlingskur zu gehen. Der Sommer kommt so schnell, wenn man nur schon wüsste, wohin die Sommerreise gehen soll? Aber du weißt ja, Kurt ist so schwerfällig, eh' der sich entscheidet, sind die besten Orte schon besetzt. Ja, man hat keine Sorgen, und die Müller ist mit dem Frühlingskomplet, du weißt ja, das getuppte, schon wieder nicht fertig geworden. Heute redet sich ja alles auf den Krieg aus!“

Eine Geisteshaltung

Ja, liebe kleine Angestellte, die ihren diesjährigen Urlaub nun schon hinter sich hat, da greift du dir an den Kopf. Wir uns auch, aber wir können dir ergänzend verraten, daß die so entwaffnend selbstverständliche Kultur des Nichtstuns nicht allein bei den sogenannten höheren Schichten blüht, „die sich das leisten können“. Die Faulheit, die Geistesträgheit und Indolenz ist überhaupt keine Frage des Sozialstandes, der Geldbeutel bestimmt nur ihre Auswirkung nach außen. Wer aufgebunnert nach leihem Schid den Berliner „Kudamm“, die Kienner Straße und die Kurpromenaden bevölkert, wirkt natürlich auffälliger und ärgerlicher. Aber das Nichtstun wüthet im Spiegeltrum nicht anders, wenn der Mann nur seine feste Position und die Frau „es nicht nötig hat“, noch besser, wenn sie irgendwoher eine Rente bezieht, am allerbesten, wenn sie „schuldblos geschieden“ ist und glaubt, daß sie nun für alle Zeit damit zugleich ein Privileg zum Nichtstun besitzt. Das ist dann ein Kapitel für sich, das im Volke heute ausgiebiger denn je als Ärgernis erörtert wird.

Es ist nun nicht etwa so, daß wir alle diese prächtigen Musterelemente zeitabgewandter Zeitgenossen und -Genossinnen etwa verteidigen und ihr Recht aufs liebe Nichtstun proklamieren möchten. Man könnte sie gar nicht verteidigen, da sie sich einer Schuld gar nicht bewußt sind, sie würden selbst eine Verteidigung als Ehrentätigkeit auffassen.

Sie werden es nie begreifen, daß das Nichtstun überhaupt, erst recht aber im Kriege unanständig ist. Es fehlt ihnen die Fähigkeit, die tieferen Zusammenhänge zu begreifen, die aus der Arbeit mehr machen als das, was sie „nicht nötig haben“. Es hat keinen Sinn, sich mit ihnen auseinander zu setzen, so wie es aussichtslos ist, den Affenmenschen auf dem Rummelplatz in staatsbürgerliche Pflichten einzurichten, mag er im Ständeregister auch hundertmal als „Mensch“ verzeichnet sein. Man darf sie deshalb auch nicht tragischer nehmen als sie sind.

Gewiß, sie sind gerade in ihrer Unbekümmertheit auffällig, und es geht ihnen wie den bunten Hundchen, die aus der Masse immer hervorstechen; sie wirken viel zahlreicher, als sie sind. Da kann es schon vorkommen, daß einer voll ernster Besorgnis fragt: wo sollen wir nur hinkommen, wenn so viele nichts tun, wo wir doch Arbeitskräfte an allen Ecken und Enden so dringend brauchen? Und ein anderer: könnte man die Nichtstuer nicht einfangen und dafür die kinderreichen Mütter von der Arbeit nach Hause entlassen?

Mein lieber, es gibt in Deutschland Gott sei Dank vielleicht tausendmal so viele kinderreiche Mütter wie Faulpelze von der geschilberten Art, nur daß die Mütter keinem auffallen. Nein, eine wesentliche Kraftreserve ist das nicht, es sind ja immer dieselben, die uns ärgernisregernd in die Arme laufen.

Und nun kommt der springende Punkt: weil es in Wahrheit so wenige sind, deshalb sind die Behörden des Arbeitseinsatzes nicht so heftig hinter ihnen her, wie das Volk es wünschen würde. Diese Leute einzufangen, zurecht zu stellen, anzulernen, zur Arbeit zu zwingen und hinterher auch noch zu beaufsichtigen, das bedingt einen Aufwand, der am Ende größer ist als die Leistung, die bei solch einem „Arbeits“-Einsatz am Ende herauskommt.

Aber ärgerlich bleiben sie doch, denn Ärger ist nicht an Zweckmäßigkeiten gebunden.

Und weil sie ärgerlich sind, muß man ihnen trotz allem das süße Nichtstun verleiden, auch auf die Gefahr hin, daß nichts Positives dabei herauskommt. Und sei es nur darum, weil es uns in den Fingern juckt, ein kleines Tauschen mit ihnen zu veranstalten: wollen doch mal sehen, ihr lieben Leute, ob wir nicht doch den längeren Atem haben, ob wir euch nicht doch den Spaß verderben können; wollen mal sehen. Nicht weil wir euch befehlen oder gar bessern möchten; bloß weil ihr Schönheitsfehler seid in unserem so fleißig bebauten Garten; item, weil uns halt übel wird, wenn wir euch so herumsehen sehen...

Der wissenschaftliche Nachwuchs antwortet

In einer Betrachtung über Fragen des wissenschaftlichen Nachwuchses versuchten wir unter anderem die Ursache zu ermitteln, wie es kommt, daß in den letzten Jahrzehnten der Wissensdrang der Studierenden sich mehr und mehr ausschließlich auf das gewählte Fach beschränkt. In diesem Zusammenhang war auch das Wort vom „mangelnden Gleich“ gefallen. Hier auf antwortet nun ein Frontsoldat:

Gesetzstand, ...

Liebes „Schwarzes Korps!“

Meine Kameraden und ich haben mit großem Interesse Ihre Ausführungen „Nachwuchs für die Wissenschaft“ im „Schwarzen Korps“ gelesen. Manche Saite hat froh und gerne mitgeklungen und unsere Gedanken sind einmal wieder auf den Bänken der „Uni“ gewesen.

Gerade, weil uns hier draußen der Gedanke an diese Tage so wach geblieben ist, möchten wir, denen erst hier draußen so recht klargeworden ist, wie sehr sie mit dem Studium verbunden sind, uns erlauben, Ihnen dazu ein paar Worte zu sagen, denn manches kann man vielleicht auch anders sehen als der Verfasser.

Glauben Sie mir, es gibt in unseren Tagen noch viel mehr von den Kameraden, denen ein „Universitätsstudium“ im gewissen Sinne — ich darf vielleicht einmal sagen: in Ihrem Sinne — viel näherliegt, als es scheint. Unter der Decke unserer vielbewegten Tage, dieses in diesen Zeitaltern vielleicht noch — von uns — gar nicht übersehbaren großen Geschehens, gibt es doch mehr Studenten, die diesen Zielen zustreben, als man vielleicht annehmen mag.

Es wird immer dieser Art geistig orientierte junge Menschen geben, solange noch eine Portion Idealismus in ihnen steckt, und ist nicht unsere Zeit gerade dazu prädestiniert, diesen Idealismus in jungen Menschen zu wecken und zu überdurchschnittlichen Taten anzuregen?

Sehen Sie, und das ist ein Gesichtspunkt, der die beneidenswerten Gelehrten der Jahrhundertwende von uns unterscheidet, diese Generation konnte sich einem ausgedehnten Studium hingeben und tat es auch, nicht zuletzt aber aus einem gewissen „Egoismus“ — richtig verstanden — heraus, wenn wir aber heute uns auf die Schulbank setzen, wird es nicht zuletzt aus anderen Gedankengängen heraus sein. Genau so, wie wir hier draußen mit Leib und Seele dabei sind, für unser Vaterland mit der Waffe in der Hand zu kämpfen, genau so wird es uns in dem Augenblick für uns Bedürfnis, innere Pflicht sein, für das Vaterland, das für uns durch

unserer Erziehung wirklich wieder eine „res publica“ geworden ist, unser Bestes zu geben. Wenn wir heute auf den Bänken der Unsitzen, dann sind es nicht nur junge, lernbegierige Menschen, die da mit viel Freude den Stoff in sich aufnehmen, sondern nicht zuletzt auch Menschen, die sich sehr darüber bewußt sind, was sie als zukünftige Akademiker für Pflichten dem Staat gegenüber haben.

Und aus diesem Grunde wird es auch nicht mehr so etwas geben, was einen Satz wie „Und oft ist es Mangel an Gleich“ rechtfertigen wird. Das sind nicht zuletzt junge Menschen, die auf Grund der Umstellung der Schulzeit von 9 auf 8 Jahre noch vollkommen unfertig zur Uni kommen, überhaupt noch nicht wissen, worum es geht und — das ist für meinen Begriff die Hauptsache dabei — von der Schule mit einem ganz minimalen Wissen entlassen werden und nun vor der Materie stehen und nicht wissen, was sie damit sollen. Da liegt nämlich für meine Begriffe der Hase im Pfeffer.

Und nun komme ich auch dahin, was uns allen der Anlaß wurde, lange über Ihre Zeilen zu sprechen. Sehen Sie, Sie haben uns mit Ihren Zeilen nachdenklich gemacht, aber von uns aus können wir nichts dagegen machen, wir müssen die uns vorgeschriebenen Wege laufen und uns nach den vorgeschriebenen Prüfungsbestimmungen richten, die ein Examen in so und soviel Semestern vorschreiben, dazu kommen noch Umstände wie wirtschaftliche Lage, Verpflichtungen den Eltern gegenüber usw. Diese Faktoren werden von Ihnen nur ganz kurz gestreift, aber sie sind für uns junge Menschen doch zwingender, als man annehmen möchte, will.

Aber das Sprechen über die Dinge bringt uns nicht weiter, man muß schon neue Gedanken an eine Sache heranziehen: Der Kardinalfehler liegt für meine Begriffe — und das ist ein Bewußtsein, das ich selber meiner Schulzeit entnehme — an der höheren Schule. Sie ist heute, wo für so viele Berufe, alle Sparten kein Abiturium mehr verlangt wird, zum größten Teil nur noch Vorbereitung zum Studium. Und diesen Zweck kann sie

nur erfüllen, wenn man endlich von dem Grundgedanken abgeht, einen gewissen — immerhin hohen — Prozentsatz „hindurchzuschleppen“. Sie muß es sich endlich verlagern, einen Massenbetrieb aufrechtzuerhalten, der in keiner Weise den Erfordernissen des praktischen Lebens entspricht, sie muß eben für die wenigen geistig besonders interessierten und begabten guten Schüler da sein, die später auch im wesentlichen den akademischen Nachwuchs stellen. Ihre Hauptaufgabe muß sein, sie mit allen nur erdenklichen Mitteln weiterzuführen. Dann wird es auch nicht mehr notwendig sein, etwa zwei Semester auf der Univeristät nur damit zuzubringen, den veräumten Schulstoff nachzuholen.

Ich habe einige Semester Deutsches Recht studiert und manche mathematische und kunsthistorische Vorlesung als Gasthörer besucht. Ich habe immer nur mit dem Kopf schütteln müssen — und das ohne jede Überheblichkeit —, wenn man dort aus pädagogischen Gründen gezwungen war, Primarstoff bis zur Bewußtlosigkeit durchzu„tauen“.

Eins möchte ich Ihnen aber noch zum Schluß versichern: hier draußen steht eine Anzahl deutscher Studenten, junge Menschen, voll von Energie und Arbeitskraft, die mögen Ihnen Gewißheit sein, daß man in Zukunft um die deutsche Wissenschaft, um die wirklich wissenschaftlich gebildete Jugend keine Sorgen zu haben braucht. Wir haben nicht zuletzt in diesen Tagen den Wert dieser Dinge erfasst, und sie uns zu eigen zu machen, ist uns tiefstes Bedürfnis geworden.

Heil Hitler!

Hans Grabert.

Wir haben nie an der Arbeitsfreude der jungen Generation gezweifelt. Jedem Zweifler aber mag der oben veröffentlichte Brief eine Widerlegung sein. Was darin über die Schule gesagt ist, dürfte heute kaum mehr wesentlich sein, denn sie wird sich zwangsläufig nach dem Kriege so entwickeln, daß tatsächlich den Anforderungen des Lebens in jeder Beziehung mehr Rechnung getragen wird als früher. Das erfordert schon der Arbeitseinsatz.

Lob für unsere Frauen

In keinem Krieg ist die Hilfsbereitschaft der deutschen Frau so deutlich in Erscheinung getreten, wie heute. Überall hat die deutsche Frau bewiesen, daß sie als echter Kamerad des Mannes auch an seiner Stelle zu wirken versteht. Auf diese außerordentliche Bewährung hat auch der Führer erst kürzlich wieder hingewiesen, als er am Helldengentag im Berliner Zeughaus erklärte:

„Auch die Heimat muß in diesem Krieg schwere Opfer bringen als früher. Auch ihr Heldentum trägt dazu bei, den entscheidendsten Kampf in der deutschen Geschichte zu einem erfolgreichen zu gestalten. Und hier ist es nicht nur der Mann, der sich in eiferiger Widerstandskraft bewährt, sondern vor allem auch die Frau.“

Auch die Front weiß ihrer Anerkennung für die Leistungen der Frau Ausdruck zu geben. Lassen wir einen Soldaten sprechen:

„Ich habe in der Presse gelesen, daß auf Befehl unseres Führers große Heldengedenkstätten gebaut werden sollen. Ich sehe schon im Geiste in späterer Zeit die Jugend unseres Vaterlandes in Ehrfurcht vor diesen Tempeln ihr Treuegebet verrichten. Schön. Aber wie ist es mit unseren Frauen?“

Ich bin Soldat. Im Zivilberuf Drogist und Photograph mit zwei Geschäften. Diese habe ich seit 9 Monaten verlassen. Eines ist geschlossen, das Photogeschäft wird von meiner Frau geführt.

Ich hatte es gut. Das alles habe ich vergessen. Bei uns gibts strammen Dienst, aber noch etwas anderes: Kameradschaft. Etwas Herrliches. Wir leben wie Brüder. Unseren Beruf haben wir vergessen. Wir kennen keine Sorgen. Wir wollen dem Führer helfen und fliegen. — Wenn ich mich aber nach der wirklichen Leistung frage, so finde ich nicht viel Erwähnenswertes. Wenn wir morgen sterben, werden wir dann der Ehre wert?

Ich wüsste, wer noch ein einziges Denkmal verdient: Unsere Frauen! Die eine plagt sich im Geschäft so gut sie kann, die andere hat Haus, Hof und Vieh zu betreuen, die dritte hat 5 Kinder und größte Sorge, wer die Weinberge bearbeitet. — Alle sind in ihrer, ihnen vertrauten Umgebung, ohne sich wie wir Männer gegenseitig aufrichten zu können. Dann packen sie nach harter Tagesarbeit nachts vielleicht auch noch ihre Sachen, wecken ihre Kleinen und ziehen in den Kuschelstuhler. Krankheiten der Angehörigen regen sie auf. Und wir? Mittags hat der Koch gut gekocht. Gelleidet werden wir wie die Vögel des Himmels. Nein — wir haben die viele Ehre nicht verdient.“

Hauptverleger: Gunter d'Alquen

Verlag: Franz Eher Nachf. GmbH, Zentralverlag der NSDAP, Berlin SW 68. — Druck: Buchverlag W. Müller & Sohn, Berlin SW 68. — Zeitungspreis Nr. 8 vom 1. 5. 1940 gültig.

London News...



Zeichnung: Bogner

Der „General Hitze“ dürfte den Deutschen noch zu schaffen machen! — — Wem ??? —

Zum KAMPF gestellt!



Jedem Infanteristen schlägt das Herz höher, wenn er Zeuge des einzigartigen Erlebnisses ist, wie Staffeln der Stukas bösen Hornissen gleich auf die Befestigungen des Gegners herabstürzen

Seit Beginn der Kampfhandlungen im Balkangebiet brannten wir Männer der Waffen-SS darauf, hier unten endlich wieder einmal mit den wahren Feinden Deutschlands, mit den Briten, zusammenzustößen und ihnen mit der blanken Waffe in der Hand von Mann zu Mann gegenüberzutreten. Sie haben es ja in die Welt hinausposaunt, daß sie den von ihnen in den Krieg gehehten Serben und Griechen großzügigste Hilfe angedeihen lassen wollten. Aber vergeblich suchten wir an allen Teilen der Front nach den uns aus Klandern bekannten flachen Helmen der Tommies. Sie versuchten auch diesmal, als es ernst wurde, sich so schnell wie möglich mit heiler Haut aus dem Kampf herauszuretten, und verrieten ihre Bundesgenossen genau so jämmerlich, wie sie es bisher überall da taten, wo sie auf die deutsche Wehrmacht trafen. Aber die Blickvorstöße unserer Schnellen Truppen und der Waffen-SS waren so wichtig, daß sie schließlich in dem unwegsamen Gelände der griechischen Berge nicht so schnell fliehen konnten, wie unsere Truppen nachstießen. So wurden sie endlich doch zum Kampf gestellt. Sie mußten einfach kämpfen, wenn sie den eigenen Rückzug wenigstens einigermaßen decken wollten. In hartem Kampf erfuhr sie nun am eigenen Leibe das Schicksal, das alle Feinde Deutschlands erleiden müssen, wenn sie es auf eine Auseinandersetzung mit unseren Soldaten ankommen lassen. Der weite Weg, den viele von ihnen aus Australien nach Griechenland gemacht haben, führt nun weiter in die deutschen Gefangenenlager.



Die Linien des Gegners sind zerhämert von dem Hagel deutscher Geschosse. „Feuer weiter vorverlegen!“ gelte der Ruf eines Führers in einer Artillerieabteilung der Waffen-SS



Aufnahmen:
SS-PK.-Roth

Die Briten wurden zum Kampf gestellt, aber auch sie lernten das deutsche Schwert in seiner ganzen Schärfe kennen



In diesem Gelände, das dem Verteidiger jeden Vorteil bietet, zu siegen, ist wahrhaftig keine Kleinigkeit; um jeden Hügel, um jede Kehre der sich windenden Paßstraßen muß gekämpft werden



Gegen die Angriffswucht der deutschen Truppen gibt es kein Hindernis. In hellen Scharen kommt der geschlagene Feind, um lieber in die Gefangenschaft zu gehen, als noch einmal den deutschen Schlägen ausgesetzt zu sein

Rechts: Die meisten der gefangenen Griechen sind froh, daß dieser furchtbare Krieg für sie ein Ende gefunden hat. Mit einer wahren Freude zerschlagen sie ihre eigenen Waffen. Kein Wunder, denn sie wissen ja wirklich nicht, wofür sie gekämpft haben



Hat Frankreich begriffen?

Der Schlagbaum schwingt in die Höhe, und während unser Wagen unter ihm hindurchrollt, grüßt der deutsche Soldat, der die Wache hält, hier an der Demarkationslinie bei dem Ortchen Orthez auf der Straße von Bordeaux nach Toulouse—Nîmes—Marseille.

Ein paar hundert Meter weiter sehen wir den französischen Grenzbaum. Die Abfertigung ist kurz. Man sieht: Deutsche in dienstlichem Auftrag — bitte sehr, meine Herren, und gute Fahrt! Nicht herzlich zwar, aber vollendet höflich gibt der französische Offizier uns die Papiere zurück. Und dann sind wir im unbefestigten Gebiet, in jenem Frankreich, das außer gelegentlich der Uniform einiger deutscher Offiziere von den Kontrollkommissionen der Waffenstillstandskommission nie einen deutschen Waffensrock sah, der doch im Straßenbild der besetzten Orte inzwischen alltäglich und fast selbstverständlich, auch für die Franzosen, geworden ist.

Das alte Bild

Wer dieses Land im Frieden kannte, findet hier, in der freien Zone, kaum einen Unterschied gegen früher. Zwar sind die französischen Uniformen häufiger, etwa so wie zur Zeit der großen Märsche, und man erblickt manchmal in größeren Ortschaften wohl eine Menschenmenge vor den Milch- und Fleischerläden.

Aber sonst ist alles beim alten geblieben. Abends erstrahlt alles im hellsten Licht wie in Friedenszeiten, und in Toulouse schreit ein Polizist etwas wegen „Lumières“ hinter uns her. Ja, der Gute ist nicht an das wenige Licht gewöhnt, das die Kappen auf den Scheinwerfern unseres Wagens durchlassen. Er ist drauf und dran, uns wegen ungenügender Beleuchtung aufzuschreiben! Kurzum, es ist, abgesehen von Nahrungsorgen, alles beim alten geblieben.

Und damit wäre die Lage im unbefestigten Frankreich bereits gekennzeichnet. Nahrungsorgen — ja. Sonstige Sorgen? Warum denn! Der Krieg ist ja noch nicht vorbei und somit also noch nichts entschieden!

Es ist selbst für einen Deutschen, der die Franzosen und ihre Psyche kennt, einigermaßen schwer, sie, die im unbefestigten Gebiet wohnen, heute zu begreifen. Und wenn man sie begriffen hat, dann kann man nur sagen:

Frankreich hat seine Niederlage weiß Gott nicht nur erlebt, sondern auch verdient. Und dies nicht allein militärisch, sondern auch politisch, wirtschaftlich und vor allem moralisch.

Zwar gestehen die Franzosen bis heute nur ihre militärische Niederlage ein; sie, die gestern noch auf so hohen politischen Rossen saßen, bringen es nicht übers Herz, mehr zuzugeben. Aber irgendwo trifft man doch einen einsichtsvollen Mann, der sich darüber klar geworden ist, daß Frankreichs moralischer Zusammenbruch nicht minder groß ist als der militärische. Und daß das Land heute an einem Scheidewege steht, der nur zwei Möglichkeiten läßt: entweder eine loyale Mitarbeit im Rahmen der europäischen Völkergemeinschaft (wobei die von der gallischen Eitelkeit und von sonst nichts diktierten hegemonischen Extratouren ein für allemal der Vergangenheit angehören) oder aber ein erneutes Aufbegehren gegen Deutschland und damit das Ende Frankreichs als Nation von Rang.

Die so denken, sind, wie gesagt, die Einsichtsvollen. Die große Masse der anderen aber denkt ganz simpel so: Wir sind militärisch geschlagen worden, gewiß. Aber das hat zweifellos an unseren Regierenden gelegen, die Frankreich verkauft haben! On nous a vendu! Sonst wäre das nicht passiert. Aber der Krieg ist noch nicht vorbei. England ist noch nicht am Boden, Messieurs! Das noch nicht besiegte britannische Empire steht nach wie vor! Also abwarten.

Moralisch geknickt

Politisch ist es dumm, so zu denken. Das weiß in Deutschland der kleinste Pimpf. Aber sehr interessant ist diese Denkwiese in geistiger Beziehung. Man weiß von den Bombardierungen französischer Ortschaften, wie Bordeaux, Marseille, Mers-el-Kébir (Oran), Dakar durch die Engländer. Und der Deutsche sagt sich gewiß, daß dies doch auf die Einstellung der Franzosen einen gewissen Einfluß gehabt haben muß.

Gefühl! Frankreichs moralisches Rückgrat ist heute bereits derart geknickt, daß der Franzose bereit ist, manchen Schimpf einzustehen, wenn es ihm dadurch nur möglich ist, seinen alten, ach

so schönen, Traum vom großen Frankreich mit seiner unerreichbaren Kultur weiterzuträumen.

Wenn ein Volk vergreift, dann äußert sich das nicht nur in der Überzahl der Särge gegenüber den Wiegern, sondern auch darin, ob der Blick der Menschen häufiger in die Vergangenheit oder in die Zukunft gerichtet ist.

Nun, der Blick der Franzosen ist heute fast ausschließlich in die Vergangenheit gerichtet. Die Zukunft läßt man an sich heran kommen wie einen unangenehmen Gerichtstermin.

Bei diesen Feststellungen sind wir bereits angelangt, ehe wir alte und langjährige Freunde in der Provence auffuchen. Wie wird der Empfang sein? Sie sind nationalgefinnte anständige Franzosen mit all ihren Fehlern und Vorzügen, das wissen wir. Zu ihren Fehlern aber zählt wie bei fast allen Romanen der Drang, allgemeine politische Dinge eines Staates mit dem einzelnen Angehörigen dieses Landes hundertprozentig zu identifizieren. Aus dieser Eigenschaft sind auch die gezeichneten Mißhandlungen von Gefangenen zu erklären sowie Angriffe auf Konsulate und dergleichen.

Wir sind daher überrascht, als wir mit der gleichen Herzlichkeit und Gastfreundschaft empfangen werden wie ehemals. Zwar wird in

bewegten Tönen beklagt, daß man uns nicht so bewirten könne wie früher. Aber diese Klage hat keine Spitze gegen uns oder gegen Deutschland, sondern man betrachtet die Lebensmittelknappheit als eine Art Nationalunglück wie ein Erdbeben oder eine Missernte.

Man wäre aber nicht unter Franzosen und noch dazu Hunderte von Kilometern von der Demarkationslinie entfernt, wenn das Gespräch nicht alsbald auf den Krieg und die Politik käme. Und von jetzt ab kommen wir aus der Verwunderung überhaupt nicht mehr heraus!

Der Krieg? Eine Schweinerei! Na, die Herren Verantwortlichen hat man ja verhaftet und festgesetzt. Zwar sieht es noch nicht so aus, als ob man ihnen ein Haar krümmen wird, aber daß man überhaupt von Verantwortlichen spricht und diese Leute nicht nur namhaft macht, sondern auch noch verhaftet, das ist für Frankreich schon ein gewaltiges Ereignis.

Weiter: die Juden? Man sagt, daß sie schuld am Kriege seien. Gut möglich, sehr wahrscheinlich sogar! Sie müssen bestraft werden, sie müssen zahlen und dürfen künftig den Franzosen nicht mehr die guten Stellen wegnehmen. Der Staat muß da mal nach dem Rechten sehen.

Geschäfte wie noch nie

Die Politik? Roosevelt hat den Admiral Leahy nach Vichy geschickt. Man sieht also, daß Frankreich politisch noch keine Null ist. Aber sei dem, wie ihm wolle: sprechen wir doch lieber von der Wirtschaft! Und damit sind wir beim heutigen französischen Leib- und Magen-thema angekommen.

Alle wollen sie jetzt Geschäfte machen, ob sie Geschäftsleute sind oder nicht. „Könnten Sie mir vielleicht einen Passierschein ins besetzte Gebiet besorgen? Ich kann da eine wunderbare Affäre machen mit Schuhen, Zucker und Weizenmehl...“

Leute, die früher die Würde selbst waren, nehmen uns nach dem Frühstück abseits, um uns hinter der vorgehaltenen Hand zu fragen, ob nicht hier und da vielleicht eine Kleinigkeit zu machen wäre?

Wie bitte? Nationale Selbstbestimmung? Aber klar! Bitte, da hängt ein Bild vom guten alten Marschall Pétain an der Wand, dort steht ein weiteres aus dem Kaminraum und ein drittes auf dem Nachschiff. Und auf allen dreien ist der Staatschef in Uniform, ist er doch der „Héros de Verdun“, der große Soldat! Ferner: Jener Blumenstrauß dort wird zusammengehalten von einem Band in den Nationalfarben. Jacques hat gestern den Fahnenmast vor dem Haus säuberlich mit einer blau-weiß-roten Farbenspirale umzogen. Außerdem sind wir Ehrenmitglied im Winterhilfswerk. Daß wir in unserem Hause neulich keinen demobilisierten Soldaten aufnehmen konnten, ist zu verstehen. Es war nämlich ein wildfremder Mensch. Wir haben ihm aber eine Flasche Wein mitgegeben und ihm brüderlich auf die Schulter geklopft. Na?

Gewiß, der Marschall ist ein alter Mann. Viel

tun kann er auch nicht. Aber er hat doch wenigstens eine weiße Weste und noch nie gestohlen, gelogen und betrogen. Wenn offenbar auch nicht alle Leute seiner Umgebung so sind wie er, so ist doch anzunehmen, daß er ihnen rechtzeitig auf die Finger klopfen wird.

Der Krieg ist für die meisten Franzosen zu schnell vorübergegangen. Soweit sie im unbefestigten Gebiet wohnen, haben sie davon kaum etwas gemerkt. Und eine innere Umstellung hat bisher nicht stattgefunden. Sie sind genau so egoistisch und individualistisch wie früher. Eine ausgebreitete Deutschfeindlichkeit besteht nicht. Aber die hat ja eigentlich im Volk nie bestanden, wenn der Franzose als typischer Binnländer und Stubenhocker auch von je leicht empfänglich war für jede noch so übertriebene Propaganda der Engländer und ihrer französischen Handlanger. So glauben sie heute auch unbesehen jede englische Parole, die von den nach wie vor zahlreichen englischen Zentren an der Côte d'Azur aus rasch über das Land fliegt.

Natürlich dreht es sich fast ausschließlich um die größte Sorge des heutigen Durchschnittsfranzosen: den Brotkorb. „Nach Deutschland hat man die Lebensmittel gebracht!“, „Sie haben sie aufgetauft, um selbst dem Hungertod zu entgehen!“, „Die Franzosen müssen verhungern, damit die Deutschen was zu essen haben!“

Das sind die zugkräftigsten englischen Parolen, und sie werden weitgehend geglaubt, denn der Franzose hat vom lieben Gott die schöne Gabe mitbekommen, in jeder üblen Lebenslage und bei jedem Mißstand die Schuld wo anders zu suchen, nur nicht bei sich selbst. Gedankenlosigkeit und Oberflächlichkeit feiern selbst heute noch in Paris Triumphe.

Erstaunliche Gedächtnisschwäche

Der ganze derzeitige Haß der Franzosen richtet sich gegen Italien. England ist man trotz allem nicht sehr gram. Die Vereinigten Staaten betrachtet man wie ein Kind den guten Onkel, der immer eine Tafel Schokolade in der Rocktasche hat, wenn man nur recht schön „bitte, bitte!“ sagt. Deutschland genießt einen gewaltigen Respekt, der zum Teil noch aus dem Weltkrieg stammt. Bevor der gegenwärtige Krieg ausbrach, war eine ständige Redensart in Frankreich: „Es gibt nur zwei Soldaten auf der Welt: den deutschen und den französischen!“

Mit fortschreitender Dauer des Krieges ist allerdings die anfängliche geradezu grösste Furcht der Franzosen vor den deutschen Soldaten verflogen, und so ganz allmählich schwillt ihnen hier und da gelegentlich der Kamm. Nicht nur, daß sie rein gar nichts mehr wissen von der Rheinlandsbesetzung und ihren Schrecken — aus dem traditionellen kurzen französischen Gedächtnis ist sogar schon die Tatsache weggewischt, daß es die Westmächte waren, die Deutschland den Krieg erklärten und nicht umgekehrt! Und deswegen dauert ihnen die Besetzung bereits reichlich lange, zumal der erwartete direkte Angriff auf England bisher ausbleibt.

So legen sie diese letztere Tatsache mit großem Vergnügen als eine deutsche Schwäche aus, zumal sie das in ihrer Auffassung bestärkt, daß

müssen. Dasselbe ist es mit der neuen Völkervereinigung „Des jeunes filles de France“. Eine sehr exquisite Angelegenheit.

Frankreich ist einer inneren Besinnung bisher aus dem Wege gegangen, wenigstens, soweit es mit dem Krieg nicht in Berührung kam. Es ist bezeichnend, daß das größte Unbehagen der Gedanke an die Rückkehr der Kriegsgefangenen aus Deutschland nicht allein denen bereitet, die die Schuld am Kriege tragen, sondern weitesten Kreisen.

Frankreich steht am Scheidewege. Es hat zu wählen zwischen dem Gestern und dem Morgen. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß dies erst an dem Tage der Fall sein wird, da England den Gnadenstoß erhält und mit dem zusammenbrechenden britischen Empire nicht nur Frankreichs geheime Hoffnung auf einen englischen Endsieg zerbricht, sondern auch die ganze kapitalistisch-imperialistische Gedankenwelt, in der das französische Volk seit seinem Zusammengehen mit England, also seit vierzig Jahren, erzogen wurde.

War, wie alle Kämpfer im Westen feststellen, der Poilu von heute bei weitem nicht mehr der des Weltkrieges, so ist der französische Bürger von heute gleichfalls nicht mehr der von gestern.

Zur Zeit Napoleons und nachher war das etwas anderes. Damals war das französische Volk das der Zahl nach größte Europas. Heute steht es nur mehr an fünfter Stelle. Auch sein kultureller und politischer Einfluß ist um einige Stufen zurückgegangen. Frankreich kann daher heute nicht mehr eine ganz besondere Extrawurst verlangen, sondern muß sich in die europäische Völkergemeinschaft einordnen zum Wohl Europas und nicht zuletzt zum eigenen Wohl.

Hamsterfang im Beichtstuhl

Der Ruhm jener diesseitsfreudigen Geistlichkeit, die das Erstauftreten eines jungen Kollegen mit solchen Riesenmengen gehamsterter Lebensmittel zu feiern gedachte, daß die Festtomben an Braten und Mehlspeisen — beschlag-nahmt und öffentlich ausgestellt — das Ergötzen einer ganzen Stadt in Oberdonau herabriefen, dieser Ruhm hat den Vater Pazifismus Stroh-meyer aus Werfen im Gau Salzburg nicht schlafen lassen. Auch er gedachte die lästige Fastenzeit in würdiger Weise zu überbrücken und dabei der Bevölkerung auch ein Beispiel zu geben, wie man trotz Krieg und Lebens-mittelknoten sein Bäuchlein ungeschmälert durch die harten Zeiten steuert.

Vater Pazifismus — der Name verpflichtet ihn dazu, mit dem Krieg auf seine Weise fertig zu werden — bevölkert als letzter Mohikaner das ehemalige Kapuzinerkloster in Werfen. Von den abgezogenen Brüdern hat er nicht viel geerbt, aber das eine, das ihm blieb, gereichte seiner Vereinnahmung zum Troste: auf seine Person übertrugen sich die nahrhaften Beziehungen, die vor ihm ein ganzes Kloster zu den um ihr Seelenheil bemühten Bauern der weiteren Umgebung unterhalten hatte. Und so war es denn kein Wunder, daß in der Bevölkerung alsbald das Gerücht umging, der Vater Pazifismus hamstere mehr, als er vor Gott und seinem Gewissen und selbst in Betracht einer statlichen Wagnervermehrung selber auf-fressen könne. Das Gerücht verdichtete sich bis zu obrigkeitlichem Einschreiten. Die Unter-suchung, nach deren Abschluß Vater Pazifismus den Segnungen einer Entziehungskur im nächst-gelegenen Untsgerichtsgefängnis ausgeliefert wurde, förderte folgende „eiserne Nation“ zu-tage, die für einen einzigen Mann, und sei er selbst ein fülliger Hef, behördlicherseits als zu groß empfunden wurde:

150 Kilo Fett, 17 Kilo Zucker, 21 Kilo Mehl, 32 Kilo Maismehl, 5 1/2 Kilo Reis, 58 Kilo Eierzeugwaren, 8 Kilo Walschleife, 25 Stück Toiletteseife, ferner Eier, Kaffee und weitere Nah-rungsmittel verschiedener Art.

Einen Teil dieses Schatzes hatte Vater Pazi-fismus unter einem Holzstoß im ehemaligen Kloster versteckt und dort der Verderbnis preis-gegeben, vermutlich, damit das Volk durch den Genuß dieser Dinge nicht in die Gefahr gerate, sich in der Fastenzeit zu veründigen.

Die größere Menge aber fand man in der Kirche. Und als man sich nicht schonte, selbst den Beichtstuhl des Vaters einer eingehenderen Visitation zu unterziehen, fanden sich darin sorgfältig gestapelt 20 Kilo Eingemachtes, die sicherlich dazu dienen sollten, den frommen Zu-lassen durch die stete Verführung des Unbills im gottgefälligen Training zu halten.

Kirche und Beichtstuhl als Hamsterversteck sind unseres Wissens eine einzigartige Bereiche-rung der Naturgeschichte der Hamsterei. Doch wollen wir uns darauf nicht festgelegt haben...

Zeitgeschichte sehr schwach!

Von Potsdam aus handelt die Firma Robert Bloßfeld mit Blumenamen. Ihre Beziehungen sind weit gespannt, und nun möchte sie auch mit Abnehmern im Elsaß ins Geschäft kommen. Zu diesem Zwecke gibt sie am 29. März 1941 einen Brief zur Post, der folgende Anschrift trägt:

„Monsieur L. Rühle, Horticult.
Rue de Frêne 4
Mulhouse / Ht. Rhin / France.“

Natürlich ist der Monsieur L. Rühle gar kein Rusch, und er legt nicht den mindesten Wert darauf, anders denn als Herr angesprochen zu werden. Er betreibt auch keine horticulture, sondern eine Blumengärtnerei. In der Rue de Frêne liegt sein Haus schon lange nicht mehr, die Straße hat längst ihren guten deutschen Namen wieder. Und Mulhouse hat das deutsche Mülhausen nur zeitweilig und sehr ungern geheißen. Damals lag es im Departement Haute-Rhin, aber diese Bezeichnung war wenig geeignet, den sinnvoller Namen Elsaß zu verdecken. Und daß das Elsaß in France läge, das glauben heute nicht einmal die Franzosen mehr, denen wurde dieser Glaube vor bald einem Jahr für immer abgewöhnt. Nur die Firma Bloßfeld glaubt es noch und hält an ihrem Glauben eifern fest.

Sie wird sich nun allerdings auf den großen Unbekannten ausreden und behaupten, sie habe das von einem Adressenverlag. Aber das ist ein geringer Trost, denn wenn ein Adressenverlag schon so stumpfsinnig arbeitet, so ist doch niemand gehalten, diesen Stumpfsinn nachzubeißen. Die Heimkehr des Elsaß ins Reich ist nicht unter Ausschluß der Öffentlichkeit vor sich gegangen, auch der Krieg, in dessen Folge das Elsaß, hat sich bis zu der Soldatenstadt Potsdam herumgesprochen, und man darf wohl sagen, daß es keinen deutschen Volksgenossen gibt, der es notfalls nicht besser wissen müßte als ein am Monde liegender Adressenverlag, daß das Elsaß samt Mülhausen deutsches Land ist und daß dort auch längst niemand mehr wohnt, der es schmeichelt findet, als Monsieur angesprochen zu werden.

Aber die Beschäftigung mit den für einen Deutschen nicht ganz uninteressanten Begebnissen der Gegenwart scheint sich nun einmal mit allzu tüchtigem Geschäftsgeist nicht zu vertragen. Wer hinter den Geschäften her ist, hat einfach keine Zeit, von so geschäftsfremden Dingen, wie es Kriege und Siege nun einmal sind, Kenntnis zu nehmen, es sei denn, daß ein Profit dabei abfiele. Und so ist denn auch Frau Emma Berndt, ihres Zeichens Diplomkaufmann in Berlin SO 16, Michaelkirchplatz 9, bis zum 8. April 1941 noch nicht in der Lage gewesen, von gewissen Begebenheiten auf der skandinavischen Halbinsel Kenntnis zu nehmen, die damals auf den Tag ein Jahr zurücklagen. Sie schreibt deshalb, um mit norwegischen Firmen ins Geschäft zu kommen, an die

„Königlich Norwegische Gesandtschaft
Berlin W 35, Rauchstraße 11.“

Seither harret sie vergeblich auf Antwort. Ja, sie zermartert sich das diplomatische Köpfchen, was denn wohl in die Norweger gefahren sein könnte! Wetten, daß sie das Richtige nicht trifft? Vielleicht schreibt es ihr ein deutscher Soldat aus Oslo gelegentlich auf einer netten Postkarte.

Eine entsetzlich vielbeschäftigte Firma ist auch „Das Haus für feine Moden“ von Lacher in München, Kaufingerstraße 5. Diese Leute haben wegen der feinen Moden das Haupt so voller Sorgen, daß sie schon seit mehr als zwei Jahren keine Zeitungen mehr lesen konnten. Mit einigem Optimismus dürfen wir annehmen, daß sie die Heimkehr der Ostmark eben noch zur Kenntnis genommen haben. Seither aber reißt der Faden ab. Und so schreiben sie denn am 16. Dezember 1940 an eine

„Firma Altschul
Prag Tschekoslowakei
Handschuhfabrik.“

Auch sie warten seither immer noch auf Antwort und können es nicht fassen, daß die Post so lange braucht, um auf der Landstraße eine Tscheko-Slowakei zu finden. Wir haben dafür etwas mehr Verständnis. Den Vogel aber schießt Martin Hillgers Verlag in Berlin W 15 ab, wenn er eine Prospektendung vom 18. März 1941 mit folgender Anschrift verzieren läßt:

„Amtliches Kreisblatt des Landkreises
Allenstein
Gazetta Olsztynska
Allenstein-Ostpreußen.“

Da muß man ordentlich Luft holen! Allenstein liegt in Ostpreußen. Als die Polen noch davon träumten, Ostpreußen zu erobern, bedachten sie die Stadt Allenstein für ihren Privatgebrauch mit dem prächtigen Namen Olsztyn. Für die in Allenstein angeblich vorhanden gewesene „polnische Minderheit“

ließen die Warschauer Scharmacher ein Schmierblättchen herausgeben, das sich „Gazetta Olsztynska“ nannte. Selbstverständlich hat es spätestens am 1. September 1939 sein Leben ausgehaucht. Und nun muß man versuchen, sich in die barocken Gedankengänge eines Menschen hineinzuwinden, der, nicht genug damit, daß er im Jahre 1941 im deutschen Allenstein eine polnische Gazette vermutet, dieser Ausgeburt seiner Phantasie auch noch die Rolle eines amtlichen Kreisblattes zuerkennt! Es muß demnach beim Martin-Hillgers-Verlag Leute geben, die nicht nur den polnischen Feldzug verklären haben, sondern oben drein noch der Meinung sind, in Allenstein regiere ein Starost, der keine Weisungen an die ortsansässige Bevölkerung in polnischer Sprache auf dem Umweg über eine polnische Zeitung erteile!

Und nun will es der Teufel, daß dieser Verlag ausgerechnet mit Wandkarten handelt, von denen er behauptet, sie blieben durch einen Er-

gänzungsdienst immer modern. Du liebe Güte! Wenn die Wandkarten des Verlages auch so „modern“ sind wie die Hirne in der Vertriebsabteilung, dann dürften die allernuesten Wandkarten ja wohl bereits die Grenzbeziehungen des Westfälischen Friedens enthalten!

In diesem Fall aber ist der Brief doch noch an die „richtige“ Adresse gekommen, und die Antwort, die der vermeintliche Starost von Olsztyn dem Verlag erteilte, gibt nun gleich den rechten Fingerzeig, wie man den allzuviel beschäftigten Geschäftsleuten auf dem Umweg über ihren eigenen Geldbeutel doch noch zu einigen Geographie- und Geschichtskenntnissen verhilft:

„Aus der Tatsache, das Ihnen das unbekannt ist“, schrieb der Landrat in Allenstein an den Hillgers-Verlag, nachdem er die schöne Adresse ins rechte Licht gesetzt hatte, „muß ich ersehen, daß Sie ohne jegliches Interesse für den deutschen Volkstumskampf sind. Ich lehne es daher ab, auf Ihre Angebote einzugehen.“

Gute Nachricht für Untermieter

Frau Anna Böhmer besitzt eine Vierzimmerwohnung in Berlin-Halensee. Von diesen vier Zimmern vermietete sie die beiden kleinsten an ein junges Ehepaar. Da man aber für „möblierte“ Zimmer mehr fordern darf als für leere, wurden die beiden Zimmer durch Frau Böhmer „möbliert“. Das geschah auf eine Art und Weise, die wir bereits in der 16. Folge („Untermieter — Opfer der Konjunktur“) in Wort und Bild geschildert haben: Frau Böhmer stattete die Wohnung mit zwei Korbfesseln, einer Wäschekiste und — einem Bilde aus.

Mit herzlichem Dank an die Konjunktur konnte sie nun folgende Rechnung aufstellen: 120 Mark würde sie selber an den Hauswirt für die ganze Vierzimmerwohnung zahlen. Und 120 Mark bezahlten ihr die bedauernswerten Untermieter — wovon der männliche Teil als Soldat im Felde steht — für die „teilmöblierten“ Prachtzimmer. So daß also Frau Böhmer auf Kosten ihrer Untermieter in den Genuß einer Wohnung gelangte, für die sie selbst keinen Pfennig aufzubringen hatte, insbesondere, da noch ein weiteres Zimmer abvermietet war. Unter diesen Umständen konnte sie sogar Großmut walten lassen und den Mietpreis für jene Zeit,

da der Mann im Felde steht, um 10 Mark senken. Nun brachte Frau Böhmer für ihre Wohnung immerhin 10 Mark auf. Oder zumindest — sie behauptete es.

Wie uns der Gefreite W., ihr Untermieter, der sich gerade auf Urlaub in Berlin befindet, mitteilt, hat eine Nachprüfung des Falles durch den Bezirksbürgermeister ergeben, daß Frau Böhmer für ihre vier Zimmer keinesfalls 120 Mark, sondern sogar nur 100 Mark bezahlt. Nun liegt die Rechnung noch schwieriger aus: Frau Böhmer wohnt nicht nur umsonst auf Kosten ihrer Untermieter, die Konjunktur hat ihr sogar ein Profit von 10 bis 20 Mark im Monat eingebracht, wozu die Miete für ein drittes Zimmer kommt.

Aber wir haben ihr die Freude gründlich verdorben. Bezugnehmend auf die Preisstoppverordnung hat der Bezirksbürgermeister die von dem Untermieter zu zahlende Miete auf 80 Mark festgesetzt (auch dieser Betrag erscheint noch reichlich hoch) und die Rückzahlung der bisher zuviel gezahlten Beträge angeordnet.

Das ist eine gute Nachricht für Untermieter, besagt sie doch, daß auch die Stiefkinder des Wohnungswesens, die möblierten und halb-



„Kameraden, jedes lobende und empfehlende Wort zu diesem Buch bleibt gering vor diesen Zeichen der Zuversicht und tiefer Gläubigkeit. Nehmt alle dieses Buch in die Hand als ein lebendiges Denkmal der großen Zeit, die wir durchleben.“

(„Junge Welt“, Heft 4, April 1941)

Zu beziehen ist das Buch für RM. 1,— durch jede Buchhandlung und den

**ZENTRALVERLAG DER NSDAP.,
FRZ. EHER NACHF. GMBH., BERLIN**

möblierten Untermieter, auf tatkräftige Hilfe rechnen können, wenn sie einem konjunkturfeligen und geldgierigen Drachen in die Hände fielen.

Wie sich ein so schnelles und tatkräftiges Einschreiten der Behörde auf die Stimmung im Volke und an der Front auswirken kann, das beweist das Schreiben des Gefreiten W. an uns:

„Daß meine Angelegenheit hier in der Heimat, und trotzdem meine junge Frau sich selbst wenig in den ganzen Dingen zurechtfindet, so schnell und gründlich erledigt wurde, wird mich nur weitere und härtere Verpflichtung sein, mich draußen vor dem Feind für eine Gemeinschaft einzusetzen, in der keine Ungerechtigkeiten gegenüber dem Soldaten gebuldet werden.“

Ein Holländer dankt

So stumpf, wie sich die englischen Waffen im christlichen Kampf von Mann zu Mann erwiesen, ist auch die Handhabung der britischen Agitation. Es gibt gar keinen Blödsinn, der von den Sprechern und Schreibern der Söldlinge Churchill und Duff Coopers nicht schon aufgegriffen und einer staunenden Welt weisgemacht worden wäre. Ein sehr beliebtes Gebiet ist dabei die Erpressung der Arbeitskräfte, die nach Deutschland verschleppt und hier in harter Fron dem Sieger dienen müssen. Ihr Los wird in den schwärzesten Farben geschildert.

Nun — auch dieses Lügengebäude wird einmal zusammenbrechen. Ganz allein. Denn die Wahrheit setzt sich selbständig durch. Wir erhielten aus Utrecht einen Brief des Kreisführers der National-Socialistische Bewegung in Nederland, der für die englischen Lügenbolde sehr aufschlussreich sein könnte.

„Unser Kamerad Peter Meurs, ein alter Kämpfer in der holl. Nat.-Soz. Bewegung, war seit vielen Jahren arbeitslos durch die Mißwirtschaft der früheren Machthaber. Nach dem Waffenstillstand in Holland meldete er sich für Arbeit in Deutschland und wurde eingestellt bei der Firma Friedrich Gentisch, Berlin-Glienide. Sein Arbeitskontrakt ist jetzt um, und er hatte das Glück, hier in seiner Heimatstadt wieder Arbeit zu finden, worüber sich nicht nur er, aber auch seine Frau und Kinder riesig freuen. Da die deutschen Behörden das Arbeitsbeschäftigungsproblem mit deutscher Gründlichkeit angefaßt haben, so verschwindet die Arbeitslosigkeit für gesunde Leute vollständig.“

Kamerad Meurs wird seine Zeit in Berlin jedoch niemals vergessen. Und da ich deutsch kann, bittet er mich, bei Ihnen öffentlich seinen Dank auszusprechen für die herzliche und kameradschaftliche Behandlung, welche er als Arbeitnehmer bei der genannten Firma auch im Familienkreis erfahren hat. Keinen Augenblick hatte er das Gefühl, Arbeitnehmer zu sein. Eigentümlicher Weise ist er aus das „ausgehungerte“ Deutschland wieder und schwerer zurückgekommen in seine Heimat, wo angeblich Milch und Butter floß, als wie er damals fortgegangen ist. Trotz der „schweren Arbeit“. Wir alle wünschen Deutschland und dem großen Führer aller Germanen eine baldige siegreiche Beendigung des aufgezungen Kampfes. Heil Hitler!

Gustav Gugen.“

Englands unerschöpfliche Reserven



Westminster Abbey's Savitran learns to present arms in Britain's defense

Dieses eindrucksvolle militärische Bild entnehmen wir der amerikanischen Zeitschrift „Life“. Die Unterschrift besagt, daß der Kirchendiener von der Westminster Abbey im Waffengebrauch unterrichtet wird



Gesunde Zähne

Gesunde, blendend weiße
Zähne durch stark-
wirksame Zahn-
pflege mit



GEBURTSTAG im Führerhauptquartier



Der Reichsführer **SS** gratuliert dem Führer



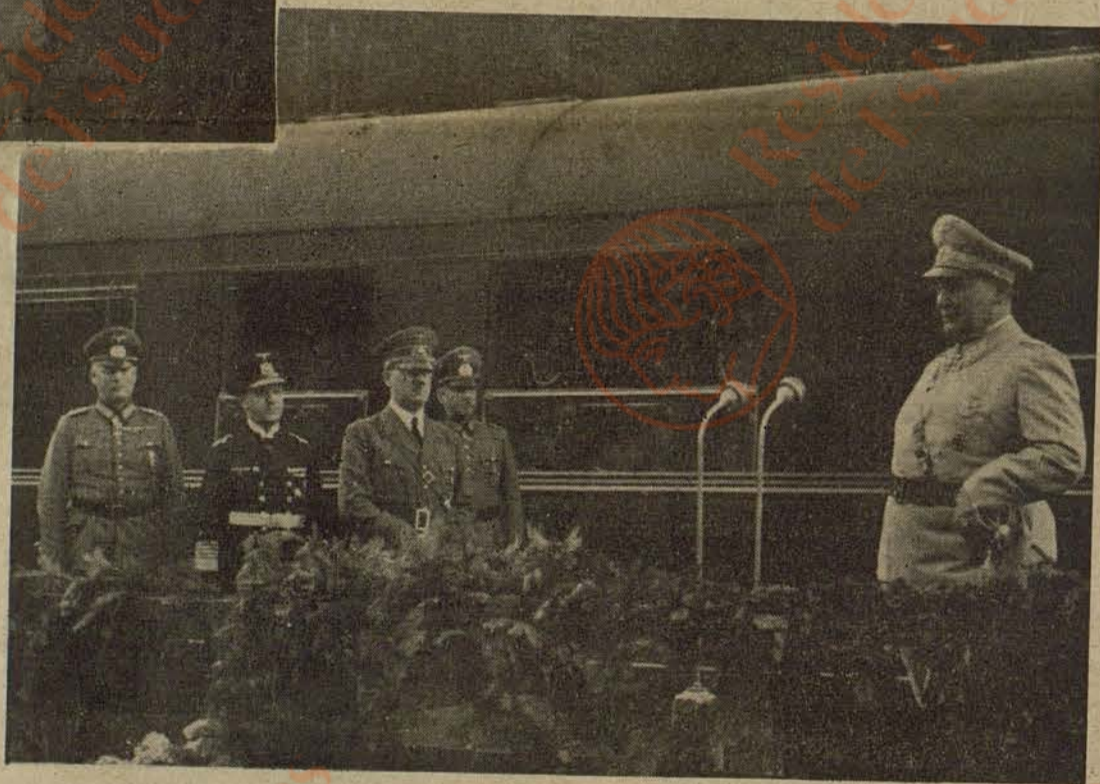
Der Führer im Kreise seiner engsten Mitarbeiter



Links: Der Führer ist eingetroffen. In Begleitung der Oberbefehlshaber der drei Wehrmachtteile und des Chefs des Oberkommandos der Wehrmacht schreitet er die Front des Begleitbataillons ab

Rechts: Der Chef des persönlichen Stabes des Reichsführers **SS**, Gruppenführer Wolff, im Gespräch mit Oberst Toussaint, dem deutschen Militärattaché in Belgrad, der, wie gemeldet, die Einzelheiten bekanntgab, wie **SS**-Hauptsturmführer Klingenberg mit einem Stoßtrupp von nur neun Mann in Belgrad eindrang und die jugoslawische Hauptstadt in einem kühnen Handstreich zur Übergabe zwang

Ein Platzkonzert unter der Führerstandarte leitete den festlichen Tag ein



Der Reichsmarschall drückt im Namen aller Soldaten die Gefühle aus, die Deutschlands Wehrmacht an diesem Tage bewegen

Aufnahmen: Presse-Hoffmann, Bauer



Der 20. April ist für uns alle schon längst zu einem Festtag geworden, an dem die tiefste Verbundenheit und die Liebe des ganzen deutschen Volkes zu seinem Führer den höchsten Ausdruck erhält. Noch stärker aber als in den früheren Jahren sind die Gedanken aller Deutschen an diesem schicksalsschweren Tage beim Führer, der seinen 52. Geburtstag im Führerhauptquartier begeht als einen Tag rastloser Arbeit wie jeden anderen, denn das Herz und Hirn der siegreichen deutschen Wehrmacht darf keinen Ruhetag kennen. In tiefer Ruhe eines engen Tales, dessen Hänge steil zu beiden Seiten des Schienenstranges ansteigen, hörte der Führer die Glückwünsche der Heimat und der Front aus dem Munde von Rudolf Hess und Reichsmarschall Hermann Göring. Sie gaben ihm die Versicherung der Bereitschaft von Front und Heimat zum höchsten Einsatz und des grenzenlosen Vertrauens, wie es der Reichsmarschall mit den Worten kennzeichnete: „Sie, mein Führer, sind uns der Garant des Sieges.“

Die Mythologie des 20. Jahrhunderts



Da war einmal einer, der kämpfte zuerst mit der Hydra...



Dann schmiß er einen Löwen aufs Kreuz, daß der Wüstensand nur so aufstiehe...



Hierauf reichte er in 12 Tagen den bekannten Augiasstall...



Zugleich verjagte er den gefürchteten Zentauren aus seiner Felsenhöhle



Und als er auf den Olymp kam, suchte er einen gewissen Herakles. Der war aber getürmt

Der Lumpiade letzter Akt

Hier ist ein Nachruf fällig. Im Januar dieses Jahres starb Lumpi, giftgemordet durch unbekannte Mörderhand.

Lumpi war nur ein Dadel. Es ist wahrscheinlich, daß seines Lebens Ruhm nie über die Edsteine von Berlin-Dahlemer-West hinausgedrungen und daß seine persönlichen Vorzüge nur bei den Dadelinnen des nämlichen Reviers rühmbar geworden wären, hätte er nicht eine menschliche Widerlacherin gefunden, die, begabt mit edler Streitsucht, besessen von einer besseren Sache würdigen Hartnäckigkeit und unterstützt von einem tiefstehenden Rechtswahrer, seinen Namen für immer den Annalen deutscher Rechtsgeschichte einverleibte.

Näheres darüber ist nachzulesen im „Schwarzen Korps“, Jahrgang 1940, Folge 32, Seite 7: „Kretschmar gegen Lumpi“.

„S. G. 57/40. Beschluß. In Sachen der Frau Hedwig Kretschmar, Berlin-Dahlemer-West, Paulinenstraße 3, Antragstellerin, gegen den Herrn M... Berlin-Dahlemer-West, Paulinenstraße 4, Antragsgegner, wird im Wege der einstweiligen Verfügung angeordnet, daß der Antragsgegner bei Vermeidung einer vom Gericht festzusetzenden Geld- oder Haftstrafe dafür zu sorgen hat, daß der Hund Lumpi am Tage nicht dauernd bellt und uns dadurch stört.“

So stand es schwarz auf weiß. Und wir schrieben nebst anderem dazu, nachdem wir uns erfolgreich an die im Mittelalter so schwungvoll betriebenen Prozesse gegen Mäulen, Engerlinge und Rüchenschaben erinnert hatten:

„Nein, es gehört schon übermenschlicher Mut, mehr noch, es gehört ein fanatischer Glaube an die unbeirrbar treffsicherer juristischer Erwägungen und an die selbst Altmutter Natur entwaffnende Unfehlbarkeit eigener Beschlüsse dazu, das persönliche Ansehen dermaßen gegen einen Hund Lumpi in die Waagschale zu werfen; denn was wird geschehen, wenn der Hund Lumpi, wie es der Hunde Art ist, weiter bellt? Dann stürzt entweder der Himmel ein, oder es geschieht gar nichts.“

Peinliches Verfahren

Mit einer dritten Möglichkeit, daß Lumpi von einem unbekannten Falunken auch vergiftet werden könnte, haben wir nicht gerechnet. Denn eine Niedertracht, die sich für menschliche Blamagen an der wesentlich nicht beteiligten Kreatur schädlos hält, findet sich selbst im reichen Schatz unserer Erfahrungen noch nicht.

Da aber Lumpi als Märtyrer des Hunderechts zu belien, und zwar am Tage zu belien, in den Hundehimmel einging, gebührte ihm ein Nachruf, der sich in seinem Sinne weniger mit seinen Vor- als vielmehr mit den Nachzügen seiner Widerlacher befassen mußte. Bereit, ihn in wohlgelesenen Worten zu Papier zu bringen, traf uns die Nachricht, daß dies bereits geschehen sei, und zwar von einer Seite, von der auch Lumpi es nicht erwartet haben würde, da er doch bei Lebzeiten selbst das Opfer hochnotpeinlicher Gerichtsbarkeit geworden war: von Seiten des Gerichts!

Denn die Alten Lumpi waren mit jener einstweiligen, wenn auch an eine Hundeseele unzustellbaren Verfügung noch nicht geschlossen worden. Vielmehr hatte die Dame Kretschmar gegen Lumpis Frauchen einen Beleidigungsprozeß angestrengt, weil Frauchen Lumpis Widerlacherin als „Heze“ apostrophiert haben sollte, was wiederum die Dame Kretschmar bewogen hatte, bei der Ultima ratio politischer Verbächtigung eine vermeintlich taktisch günstige Position zu beziehen. Und zum zweitenmal im Kriege mußte der Fall Lumpi

Richter und Gerichtsschreiber und gebuldiges Altenpapier bemühen! Der Richter versuchte es mit einem Appell an die Vernunft. Vergeblich — die Kretschmarpartei lehnte alle Vergleichsbemühungen ab, um der Lumpipartei eine Geldbuße von 400 Mark (für die Heze) abzumögen.

Aber der Richter, ein wahrer Menschen- (und vielleicht auch Hunde-) Kenner, stellte das Verfahren ein und bescheinigte damit der Kretschmarpartei ihr an Lumpi, am Nachbarsfrieden und vor den geplagten Gerichten hinlänglich erprobtes Querulantenvermögen. Das Gericht hatte, so sagte er, das Verschulden der Beschuldigten für gering. Die Folgen der Tat seien unbedeutend. Daher sei die Einstellung des Verfahrens geboten...

So kam Lumpi, gemordet, aber unsterblich, zu seinem Recht. Möge sein freudiges Gebell aus den ewigen Jagdgründen der Dadelstippe dem gütigen und weisen Richter dankbar in den Ohren erklingen. Möge er dagegen seinen Mörtern Nacht für Nacht im Traum erscheinen! Eines ist nur bedauerlich an dieser Angelegenheit, und das gibt ihr grundsätzliche Bedeutung: daß man Volksgenossen, die auf so unbelehrbare (sturegoistische) Art, nur weil sie es bezahlen können, ein deutsches Gericht in Kriegszeiten belästigen, nicht mit einer fühlbaren Strafe belegen kann.

Schimmels gefallenem Schuldner überhaupt im Gau Westmark liegt, so daß der Reford sogar von einem Manne aufgestellt wurde, der zum Wettbewerb gar nicht geladen war.

Schimmels meldete seinen Schuldanpruch gegen den als Soldat im Felde gefallenen Schuhmachermeister Sch. aus Oberweis im Kreise Bitburg:

„Der obengenannte, zum Seeresdienst eingerufene Ehemann, Vater von acht Kindern unter 14 Jahren, ist gefallen, ohne vorher seine Schuld bei mir aus Lieferung von Leder und Schuhmacherbedarfsartikeln für die Ausübung seines Berufes abgetragen zu haben.“

Ja, so einer war dieser Frontsoldat und Vater von acht Kindern — er fiel ohne zu fragen, ohne die vorherige Erlaubnis Schimmels eingeholt, gleichwie denn seine Schulden bezahlt zu haben!

„Meine Forderung an die beiden Eheleute beträgt laut eines gegen dieselben erwirkten, rechtskräftig gewordenen und vollstreckbaren Urteils des Amtsgerichts Bitburg vom 11. Januar 1934 über 722,— RM., deren Abtragung durch die hinterbliebene Ehefrau mit ihren acht Kindern eine große Belastung bedeuten würde.“

Er merkt doch alles, der Gute! Spätestens aus dem Jahre 1933 stammt seine Schuld, wenn sie nicht um vieles älter ist, und ob sie nun zu Recht besteht oder nicht, so dürfte er sich jetzt gewiß in ausreichendem Maße überzeugt haben, daß bei dem kinderreichen kleinen Handwerker nichts zu holen war, so wie er genau weiß, daß bei der Witwe noch weniger zu holen ist. Und da die Schuld so alt werden konnte, ohne daß dem Schimmel dabei graue Haare wuchsen, wird er sie wohl schon seit Jahr und Tag abgeschrieben haben, lange ehe der Schuldner sich unterstand, ohne Schimmels Genehmigung den Heldentod zu sterben. Erst jetzt, da er eine hilflose Witwe vor sich wählte, wuchs sein Interesse an der uralten Forderung, und nun, nach Gauleiter Bürdels Erlaß, wird er geradezu teilnahmsvoll, und den Schimmels packt das Mitleid mit der armen Frau, die der Schimmels so hartnäckig überwuchert.

Hat er sich gedacht

„Eine wohlwollende Behandlung dieses gewiß besonders schweren Falles“ — so schließt er seine Epistel — „dürfte geboten erscheinen, zumal sich die Ehefrau der Tragweite ihrer Lage nicht bewußt zu sein scheint — von diesem Erlaß womöglich auch nichts weiß —, dann aber auch auf keinen meiner Briefe an sie antwortet.“

Aber es ist nicht sein Wohlwollen, an das er da appelliert, sondern das des noch nicht einmal zuständigen Gaues, der Geldmittel zur Entschuldung Gefallener bereitstellt. Umgehend, so hofft er, wird man sich beeilen, ihm 722 Mark zu überweisen und damit gutzumachen, was der Schuldner versäumt, als er sich sträflicherweise dem Soldatentod aussetzte, ohne seine schon etwas schimmlichen Schulden bezahlt zu haben. Und er hat sich nur so sehr beeilt, weil er fürchten muß, daß diese Soldatenwitwe in Oberweis sich leichtsinnigerweise um ihre acht Kinder kümmert, statt selbst einen Antrag auf Unterstützung des kriegswerten Gläubigers aus öffentlichen Mitteln zu stellen.

Hier endet die Geschichte leider, zunächst weiß der Gau nicht zuständig ist. Aber sie würde wohl auch enden, wenn er zuständig wäre. Denn um solchen Gläubigern, wie dieser einer ist, zu helfen, dafür wäre jeder Pfennig zu schade.

Wir wollen mehr tun

Zu den großen Waffentaten in Polen sowie im Norden und im Westen reichte unsere stolze Wehrmacht in diesen Tagen neuen unvergänglichen Ruhm. Wiederum bewies der deutsche Soldat, daß es für ihn kein Hindernis gibt, wenn der Befehl des Führers ergangen ist. Mit heißem Herzen und voller Stolz sind die Gedanken der Heimat bei jenen, die im höchsten Einsatz und mit letzter Entschlossenheit den Sieg für Deutschland sichern.

Tage des Sieges sollen aber auch Tage des Dankes sein. Und wie ließe er sich besser abkühlen als durch die Tat! Das neue Kriegshilfsloos für das Deutsche Rote Kreuz, zu dem der Führer aufgerufen hat, wird wiederum den Beweis erbringen, daß die Heimat zu danken versteht.

Von deutschem Opfergeist — würdig der Größe unserer Zeit — gibt uns auch wieder eine freiwillige Verpflichtung Kunde, die ein Ehepaar aus Sachsen, das ungenannt bleiben will, auf sich nimmt. Wir erhielten von ihm folgende Mitteilung:

„Aus Anlaß der großartigen Erfolge im Südosten verpflichten wir uns, im Verlaufe von zehn Jahren für zwei Kinder eines gefallenen Kameraden eine Ausbildungs- und Aussteuersumme zu sparen. Nennen Sie uns bitte zwei Kinder, einen Buben und ein Mädchen, irgendwo im Großdeutschen Reich, für die wir zehn Jahre lang sparen können.“

Ich denke mir die Sache so, daß die betreffende Heimatpartei zwei Sparbücher für die Kinder anlegt, auf die ich monatlich je 12,50 RM. (zusammen also 25 RM.) überweise. Wenn die

Bücher zehn Jahre gesperrt bleiben, ist die eingezahlte Summe mit Zinsen auf über 24 Tausend Mark angewachsen, was für Ausbildungs- und Aussteuerzwecke gut angewendet werden kann.

Meine Frau und ich wissen, wie schwer es ist. Meine Ausbildung vollzog sich im Weltkrieg bei Hunger und Not (jedes Buch und Kleidungsstück mußte ich mir selbst mit Klavierstundengeben (sauer verdienen) und meine Frau hat sich jedes Stück ihrer Ausstattung mit ihrer Hände Arbeit selbst schaffen müssen. Deshalb wollen wir ein paar Kriegshalb- oder -vollwaisen den Weg ebnen helfen durch unser Opfer.

Leider sind wir nach 13jähriger Ehe noch ohne Kinder. Meine Frau hat deswegen jetzt zweimal im Hilfswerk Mutter und Kind lange Wochen die kinderreichen Familien zweier Wöchnerinnen versorgt, arbeitet ehrenamtlich in der Kreisfrauenhilfsleitung und hat sich auch bereit erklärt, beschränkte Zeit zur Umsiedlungsbetreuung nach Rymannsdorf zu gehen. Aber das genügt uns noch nicht. Wir wollen mehr tun, wennes auch mit kleinen Verzicht verbunden ist.

Im Falle meines Ablebens setzt meine Frau die Sparrücklage fort. Sollte eines meiner Patentkinder sterben, so verfügt „Das Schwarze Korps“ über das Buch bzw. über die Weiterführung für ein neues Patentkind.

Betrachten Sie unser Anerbieten als ein bescheidenes Führergeburtstagsgeheimnis.“

Unerschöpflich ist die deutsche Opferbereitschaft. Ein Volk, das von solcher Haltung beseelt ist, muß siegen!

Er fiel, ohne zu fragen

Wenn es schon ein selbstverständlicher Grundsatz ist, daß ein Frontsoldat als Schuldner von seinen Gläubigern möglichst schonungsvoll behandelt werden soll, so verdienen die Hinterbliebenen eines Gefallenen erst recht äußerstes Entgegenkommen und notfalls entschiedenen Schutz. Jeder Gläubiger, der es sich wirtschaftlich leisten kann, wird den Schuldittel eines Mannes zerreißen, der durch seinen Opfertod für sein Volk und damit auch für ihn, den Gläubiger, schließlich mehr geleistet hat als das, was sich in klingender Münze begleichen ließe. Dafür, daß das häufig genug geschieht, haben wir auch schon viele Beispiele beibringen können. Und wenn der Gläubiger nicht verzichten kann oder wenn die Hinterbliebenen als Erben hinreichend zahlungsfähig sind, dann muß die Gemeinschaft mit besonderer Sorgfalt bemüht sein, die notwendige Entschuldung so vorzunehmen, daß die Hinterbliebenen von drückenden Lasten und Sorgen befreit bleiben.

Diesem Gedanken dient auch die Aktion „Dank an die Gefallenen“, die Gauleiter Bürdel im Gau Westmark eingeleitet hat.

Sie bewegt sich nicht nur auf theoretischen Bahnen. Der Reichsgau hat vor allen Dingen selbst eine größere Summe zur Verfügung gestellt, und diese Mittel sollen dann eingesetzt werden, wenn Schuldner und Gläubiger gleichermaßen bedürftig sind, so daß Vermitteln und Zureden allein nichts mehr helfen könnte.

Der Nationalsozialist wird eine solche Aktion als das anpreisen, was ihr Name besagt: Dank an die Gefallenen.

Der Krämer aber sieht in ihr die Laßal für den eigenen Geldsack. Und schon sinnt er darüber nach, wie er einen Teil des schönen Geldes für seine Zwecke ablenken könnte.

Herr Jacob Schimmels aus der Arndtstraße 3 zu Bonn am Rhein aber verlor seine kostbare Zeit nicht einmal durch solches Nachsinnen. Die Aktion war kaum gestartet, da traf schon sein Brief an den Gauwirtschaftsberater ein. Er schlug damit alle Reforbe! Sein Brief war überhaupt das allererste Echo, das aus dem Volke widerhallte! Und dabei muß man bedenken, daß weder Bonn noch der Wohnsitz von

AMOL wirkt schmerzstillend - !
erfrischend - belebend !

Amol: armelliergeist ab 30 Rpt. in allen Apotheken und Drogerien

Die Natur gab uns keinen
Zahn zuviel. Wir müssen deshalb
auch alle erhalten und pflegen.

Chlorodont

weist den Weg zur richtigen Zahnpflege

Die Waffen gestreckt



Durch die unerbittlichen Angriffe zermürbt, läßt ein griechischer Armeestab den Kommandeur einer Einheit der Waffen-SS um Übergabeverhandlungen bitten



Der Kampf ruht, eine kleine Wagenkolonne fährt von Front zu Front



Links: Hunderte griechischer Soldaten stehen am Weg. Sie haben die Waffen weggeworfen, sie lachen und freuen sich, daß der Kampf für sie zu Ende ist



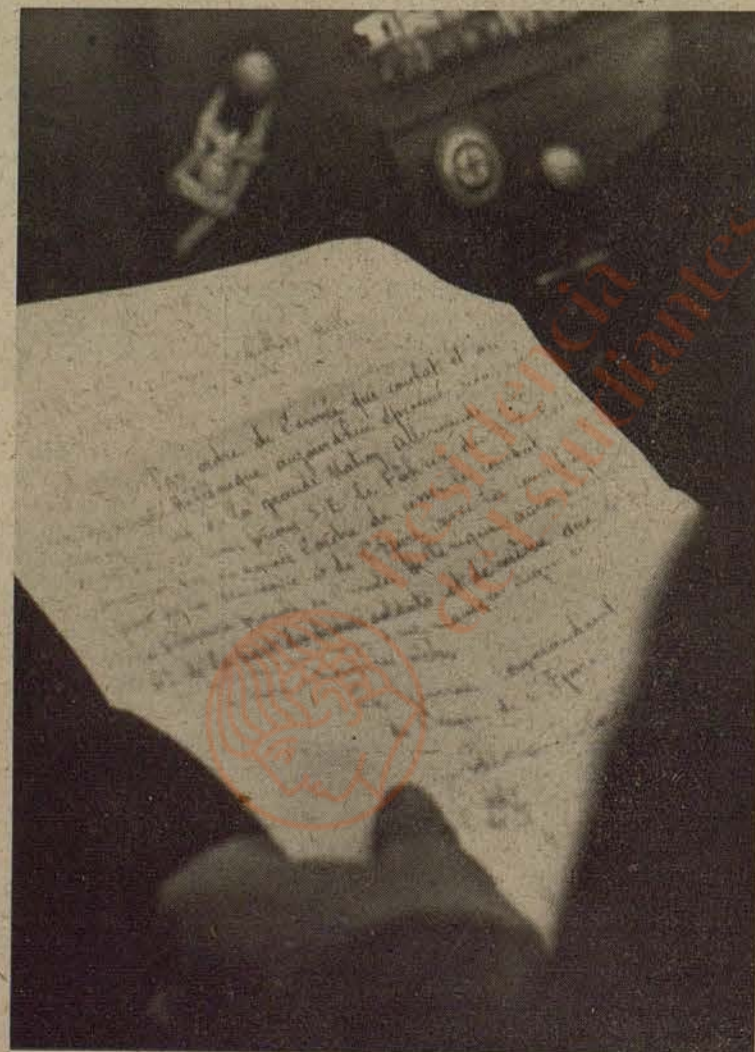
Rechts: Gefangener griechischer Soldat in seiner prunkvollen Uniform



Aufnahmen:
SS-PK. Roth, Neumann



Links: SS-Obergruppenführer Sepp Dietrich mit griechischen Offizieren, die die Waffenstreckung ihrer Truppen anbieten



Rechts: Der Übergabebrief ist unterzeichnet.